

bleibt ein technisches Defizit: Für die konkrete wissenschaftliche Arbeit ist es ein Manko, daß weder die Paginierung des Originals noch die der Standardausgabe der Werke Galileis in der Edizione Nazionale angegeben wird. A. RADL S. J.

NONNENMACHER, GÜNTHER, *Die Ordnung der Gesellschaft*. Mangel und Herrschaft in der politischen Philosophie der Neuzeit: Hobbes, Locke, Adam Smith, Rousseau. Weinheim: VCH, Acta Humaniora 1989. 392 S.

Der Autor (N.), für die FAZ als außenpolitischer Redakteur und als Rezensent tätig, legt mit seiner Habilitationsschrift von 1983 ein Werk vor, in welchem er vier sozialphilosophische Entwürfe der Neuzeit darstellt und kritisch durchmustert. Für die Buchausgabe von 1989 überarbeitete N. die Einleitung und den Schlußteil. In klarer Sprache und unkomplizierter Ausdrucksweise teilt N. den Ausgangs- und Beweggrund seiner Arbeit mit. Die in den siebziger Jahren einsetzende Angst vor dem Fortschritt, die vom „Club of Rome“ ausgesprochenen Warnungen und das zunehmende Bewußtsein von den Grenzen des Wachstums und der Umweltzerstörung hätten ihn, N., veranlaßt, nach den gedanklichen Grundlagen und den Interpretationsmustern dieses Zeitalters zu fragen. Die Rekonstruktionsversuche der maßgeblichen Theorien erfolge zu nichts anderem, als um ihre Defizite zu sichten (5). Nach der Durchmusterung der vier sozialphilosophischen Entwürfe unternimmt N. selbst den Versuch zu einer zeitgemässen sozialphilosophischen Antwort auf unsere Zeit. – Die sozio-politischen Theorien von Thomas Hobbes, John Locke, Adam Smith und Jean-Jacques Rousseau werden als jeweilige systematische Unterfangen aufgefaßt, welche sich den beiden Themen der Neuzeit gestellt haben: der Erkenntnis eines grundsätzlichen und nicht nur vorübergehenden Mangels der Güter, die zum Leben nötig seien (beziehungsweise bei Rousseau der Erkenntnis ihres verhängnisvollen Überflusses) und dem Problem der Herrschaft, wie nämlich das Leben der Menschen in dieser Not- und Spannungssituation überhaupt zu organisieren sei.

N. ist in diesem Geschichtsteil eine sehr dichte und, im wahren Sinne des Wortes, eindringliche und facettenreiche Darstellung der betreffenden Theorien der vier Autoren gelungen. Dies verbietet eine detaillierte Rezension der vier Hauptkapitel. Nur soviel sei angemerkt: Richtig ist die von N. aufgestellte These, daß sich die Neuzeit der „natürlichen“ Vorgaben für die soziale Ordnung nicht mehr gewiß war und auch nicht mehr von einer Stimmigkeit der Welt und ihrer Elemente auszugehen vermochte; daß auf die Erfahrung von Ordnungsschwund das Streben nach Selbsterhaltung und Selbststeigerung antworteten und daß, wenn einmal die prägende Kraft der ökonomischen Beziehungen erkannt war, der Streit hauptsächlich darum ging, ob die politischen Beziehungen auch entgegen hochherzigsten Bemühungen die ökonomische Ungleichheit widerspiegeln und verstärken oder ihnen entgegenwirken und sie entkräften könnten. Man wird schwerlich in der zeitgenössischen deutschsprachigen Literatur eine prägnantere Gegenüberstellung der Lockeschen und Hobbes'schen Staats- und Sozialphilosophie finden. Was die Wiedergabe der Lockeschen Philosophie angeht, so betont N. mit Recht, daß mit dem Vertrauen in den Menschen und in seine Fähigkeit, mit anderen zusammenzuleben, auch die Wirtschaft eine Beachtung findet, die ihr vorher nicht, auch nicht bei Hobbes und später übrigens auch nicht im „Contrat Social“ Rousseaus, zuteil geworden ist. Bereichernd wirkt die von N. vorgenommene Zuordnung von Adam Smith zu Hobbes und Locke. Der Versuch Rousseaus, den Hobbes'schen und Lockeschen Ansatz zu überwinden, hat durch N. eine zum Nachdenken anregende Würdigung erhalten. Selten ist in der neuesten Literatur Rousseaus jedenfalls zeitweilige Bejahung des spartanischen Modells so eindringlich wie durch N. herausgearbeitet worden. N.s anschließender Versuch, auf die ökologische und ökonomische Herausforderung unserer Zeit eine Antwort zu finden, bedient sich der Zentralthemen des Geschichtsteils: So wird der Forderung, um der Naturerhaltung willen einen starken Staat zu errichten, vom Lockeschen und Rousseauschen Standpunkt her eine Absage erteilt, aber an der Notwendigkeit eines im Gemeinwesen zu bestimmenden Maßes an Zwang festgehalten. Die von Locke herkommende Position, welche dem Selbstinteresse eine zum Wohle des Gemeinwesens regulative Funktion

zuerkennt, stellt N. in Frage, ohne aber das Selbstinteresse völlig als organisierende Kraft ausschalten zu wollen. Wo in der alternativen Bewegung dem Konsens entscheidender Wert beigemessen wird, warnt N. vor dem eventuell hiermit beschrittenen Weg zum Gesinnungsterror und hat dabei Rousseaus Überlegungen im „Contrat Social“ und kleineren Schriften und erst recht manche spätere Auslegung Rousseaus vor Augen. Was von N.s Bemühen festzuhalten ist, ist somit einerseits das Eingeständnis, eine zeitgemäße Theorie zwar nicht entwerfen zu können, andererseits aber die Forderung, den Eckwerten „Zwang“, Selbstinteresse“ und „Konsens“ ein Existenzrecht und eine Existenzpflicht zuzuerkennen und zwischen diesen Werten eine Balance zu finden, die im übrigen – dies sei vermerkt – völlig formal sind. – Das Buch kann eher „Fortgeschrittenen“ zum Nutzen sein. Einige kritische Anmerkungen, welche eher als Beleg für die erhaltene Anregung dienen mögen. N. geht gerne mit dem Weberschen Begriff des Idealtyps um. Genauer ist dabei wohl zu unterscheiden, ob mit Idealtyp der extremste und also seltenste Fall einer realen oder vorgestellten Situation oder ob mit Idealtyp eine Zuspitzung lediglich auf der begrifflichen Ebene gemeint ist. Nur letzteres, meine ich, war Webers Anliegen. Natürlich kann auch der extremste Fall noch einmal idealtypisch erfaßt werden. Inhaltlich gesehen, ist mir nicht völlig klar geworden, ob N. in seiner Hobbes-Interpretation den Kriegs- oder Bedrohungszustand nicht doch gleichsam als eine mögliche Situation neben die anderen des friedlichen Zusammenlebens setzt, oder die Bedrohung als eine, so wie ich meine in einer Hobbes gerechter werdenden Interpretation, grundlegende, gar nie beseitigbare Voraussetzung jeglicher Beziehung ansieht. Die Ausklammerung von Teil III (Reich Gottes) und IV (Reich der Finsternis) des „Leviathan“ beraubt N. der Möglichkeit, sein Thema des Glaubens – im weitesten und engsten Sinne verstanden – zu vertiefen. Auch wäre, um N.s Vergleich des „Leviathan“ (jetzt als „politischem Körper“, nicht als Buch verstanden) mit dem Organismus aufzugreifen, erkenntlicher geworden, daß die Gleichsetzung von Souverän und Seele – und nicht von Souverän und Haupt – in der Linie des angelsächsischen Denkens, vor allem des Johannes von Salisbury, zu stehen kommt. Mit dieser Gleichsetzung beansprucht Hobbes nämlich nichts weniger, als daß der Souverän die Stelle des Priesters einnimmt, er sich jegliche verfaßte Kirche unter- und einordnet und Glauben an seine eben immer auch von Gott ihm anvertraute Aufgabe einfordert. Die auf S. 64 erfolgten Bemerkungen N.s, daß aus dem Vergleich mit der „Politik“ des Aristoteles sich für Hobbes ergebe, daß der Souverän als Wirtschafts- und Hausvorstand zu verstehen sei, lassen sich meines Erachtens nicht belegen: weder wird dem Souverän die Produktion und Verteilung direkt anvertraut noch ist das Vatermodell irgendwie ausschlaggebend. Was die Darstellung der Lockeschen Staatsphilosophie betrifft, so übersieht die Darstellung N.s, daß Herrschaft nicht nur im politischen, sondern eben auch im wirtschaftlichen Bereich vorkommt. Unerwähnt bleibt die von Locke selbst nur beiläufig erwähnte Arbeitsbeziehung, welche für viele (die meisten?) Menschen lebensprägend ist und eben nicht bedeutet, daß das Produkt ihrer Hände ihnen auch gehört: Der Knecht, so Locke, sticht Torf, und selbstverständlich gehören der gestochene Torfziegel und der festgebrannte Ziegel – dem Herrn (2. Treat. V. 28). Ein wenn auch kurzer Hinweis auf den Grundzug der „Sympathie“, zu welcher der Mensch fähig sei, wäre nicht nur zur Vervollständigung des Menschenbildes bei Rousseau gut gewesen, sondern hätte eventuell auch einen inhaltlichen Akzent einer zu entwickelnden modernen Staatsphilosophie verleihen können. Ebenso der Ausklang des 2. Diskurs, welcher auf das Erfordernis der angemessenen Proportion als einem politischen Verteilungskriterium hinweist und ihm durchaus inhaltliche Züge gibt! Sollte sich für N. noch einmal die Möglichkeit der Titelwahl stellen, so wäre zu berücksichtigen, daß der Obertitel zu allgemein gewählt ist und der Untertitel nur einen Teil der Fragestellung konkretisiert. Aber N. ist ein gewichtiges wertvolles Werk gelungen, welches zeigt, wie wir Menschen ab der Neuzeit den Blick auf die Güter geheftet und von ihrer bedrohlichen Knappheit oder verderblichen Überfülle her das Bild des Menschen entworfen und das politische Zusammenleben bedacht haben. Daß jeder der vier neuzeitlichen Autoren bei den übrigen dreien jeweils Defizite feststellt, ist gut herausgearbeitet. Doch sei zum Schluß bemerkt, daß daraus nicht bereits folgt, daß damit schon alle Defizite oder gar die grundlegendsten aufgedeckt sind.

N. BRIESKORN S. J.